

STEPHAN R. MEIER

RIVIERA EXPRESS

*Dynamit in
der Villa Nobel*



GMEINER



EIN FALL FÜR
COMMISSARIO GALLO

STEPHAN R. MEIER

RIVIERA EXPRESS

*Dynamit in
der Villa Nobel*

STEPHAN R. MEIER

RIVIERA EXPRESS

*Dynamit in
der Villa Nobel*

GMEINER



EIN FALL FÜR
COMMISSARIO GALLO

Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.

Die automatisierte Analyse des Werkes, um daraus Informationen
insbesondere über Muster, Trends und Korrelationen gemäß § 44b UrhG
(»Text und Data Mining«) zu gewinnen, ist untersagt.

Immer informiert



Spannung pur – mit unserem Newsletter informieren wir Sie
regelmäßig über Wissenswertes aus unserer Bücherwelt.

Gefällt mir!



Facebook: @Gmeiner.Verlag
Instagram: @gmeinerverlag

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2024 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Mefskirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung einer Illustration von: © Lutz Eberle
ISBN 978-3-8392-7949-6

Biggi, Gabriella, Simona

VORBEMERKUNG

Dieses Buch ist ein Roman. Das charmante Dörfchen Riva Ligure gibt es tatsächlich, genauso wie es die anderen Orte und Städte an der Blumenriviera gibt. Die Bühne ist also echt, die Handlungen und Personen sind jedoch völlig frei erfunden und Produkte, die der Fantasie entsprungen sind. Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind nicht gewollt und rein zufällig.

PAESE NATALE

Lungo l'unica strada strette case saldate insieme, frustate dal vento marino che sa d'alghe e di catrame, e il mare è lì, frange alle soglie, arremba in secco i gozzi all'orlo della piazza, getta barbagli nei fondachi bui, di là campagna tra muretti d'orto e il gelsomino sul pozzo e la pace mistica dell'ulivo che inargenta. Liguria aspra e soave, tu mi stai nel cuore. Qui visse le sue vigilie di fanciulla mia madre, e qui posare dall'errabonda vita sarà dolce.

HEIMATDORF

Entlang der einzigen Straße stehen schmale Häuser, wie zusammengeschweißt. Gepeitscht vom Meereswind, der nach Algen und Teer duftet, und das Meer ist da und bricht sich an den Ufern, benetzt die Kähne, aufs Trockene gezogen, am Rund des Platzes, und wirft seine Licht-Blitze bis in die dunklen Schatten der Gasse. Weiter oben eine Landschaft aus Gartenmauern und blühendem Jasmin an den Brunnen und dem mystischen Frieden des silbrigen Olivenbaums. Raves und süßes Ligurien, dich trage ich in meinem Herz. Hier erblühte einst meine Mutter vom zarten Mädchen zur Frau – und hier wird es süß sein, sich nach einem langen Wanderleben auszuruhen.

Francesco Pastonchi, gefeierter (heute fast vergessener) Dichter, Italianist und Literaturkritiker des *Corriere della Sera*, geboren 31. Dezember 1874 in Riva Ligure, gestorben 29. Dezember 1953 in Turin.

1. KAPITEL

Imperia, vor sechs Monaten

»Sie müssen das hier noch ausfüllen, Commissario«, hörte er sie sagen. Er fixierte die junge Inspektorin in ihrer blauen Uniform hinter dem Holztresen in der Questura von Imperia mit einem stechenden Blick. Bohnerwachs und Desinfektionsmittel. Warum riecht es in allen Behörden gleich?, dachte er.

Sie ließ sich nicht einschüchtern.

Er probierte es mit einem Lächeln.

»Mit Ihrem kompletten Namen, bitte, sonst kann ich es nicht ins System eingeben«, sagte sie ungerührt und lächelte zurück.

Er gab auf. »Sie meinen, ich muss meinen Passnamen eintragen? Ist das vom Ministerium nicht schon längst geändert worden?«, fragte er mit seiner warmen Bassstimme.

Sie blickte auf den Computerschirm herab, den er von der anderen Seite nicht sehen konnte.

»Hier steht: Commissario Tomaso Galimberti della Casa. Das ist der Name, unter dem Sie Ihre Dienstwaffe registrieren müssen.«

Er seufzte. »Sehen Sie«, er langte in die Gesäßtasche seiner schwarzen Jeans mit dem Loch über dem Knie und zog seine Dienstmarke hervor, die mit einer Kette an einer Gürtelschleife gesichert war. »Hier steht mein Name: Tomas Gallo. Das mit dem ›Galimberti della Casa‹ habe ich schon lange abgelegt.«

Er beobachtete, wie sie sich vorbeugte, sich über die streng zu einem Pferdeschwanz zurückgebundenen Haare strich und

den Ausweis las. »Stimmt. Da steht Tomas Gallo, Commissario della Polizia di Stato.«

»Sag ich doch.«

»Und warum steht dann ein anderer Name im Waffenregister des Ministeriums?«

»Ein bürokratischer Unfall.« Gallo lächelte. »Das ist eine lange Geschichte. Der Name war mir zu lang. Tomas Gallo reicht. Alles andere verwirrt nur ...« Das war höchstens die halbe Wahrheit.

Er sah, wie sie wieder auf den Computerschirm herabblickte. Sie bekam rote Wangen, ihre Lippen lasen seinen Namen noch mal stumm mit.

Dann blickte sie wieder auf und sah ihm in die Augen: »Sie sind einer DER Galimberti della Casa?«, fragte sie ihn mit ehrfürchtigem Blick.

»Scheint so. Ja.«

»Aus Rom?«

»Wenn Sie wollen.«

»Oh, ich wusste nicht, dass Sie es wirklich sind.«

»Wer?«

»Na, DER Galimberti della Casa.«

»Gallo, Tomas, bitte.«

»Ja schon, aber Sie sind ja eine Berühmtheit.«

»Berühmt wofür? Dass ich solche Gespräche hasse?« Ein Schmunzeln huschte über sein Gesicht.

»Ja, und dass Sie zwei vorgesetzte Politiker aus dem Justizministerium überführt haben.«

»Weil mir Gerechtigkeit über Gehorsam geht. Und weil ich keinen Respekt vor korrupten Vorgesetzten habe! Denn ohne unabhängige Justiz kann es keinen Rechtsstaat geben.«

»Aber Ihr Name...«

»Altes Zeug«, raunte der Commissario, der nur Gallo genannt werden wollte. »Der steht für eine andere Welt, eine alte Welt, die keine Gültigkeit mehr hat.« Sein Bass dröhnte von

den kahlen Wänden der Questura von Imperia. Von draußen drang eine Mischung aus Verkehrslärm, Schiffshörnern vom Hafen und Kaffeegelapper durch die meterhohen Sprossenfenster des imposanten Gebäudes der Zentralverwaltung in Imperia, der Provinzhauptstadt der Riviera di Ponente, herauf.

»Hören Sie, ich heiße Tomas Gallo, okay? Schon seit Langem. Ich werde mich darum kümmern, dass das endlich auch im Ministerium geändert wird.«

Die junge Inspektorin schob ihm das Formular hin. Sie hob kurz ihre Schultern. »Sind Sie deshalb hier?«, fragte sie.

»Bitte?«

»Na, wegen der beiden Politiker ...«

»Ach so, ja, scheint wohl so. Ich bin politisch wohl nicht mehr erwünscht gewesen.« Gallo grinste die junge Kollegin an.

»Aber keine Angst, ich werde so gut wie nie hier sein«, fuhr er fort. »Mein Büro ist ab morgen in der neuen Außenstelle im Zentrum von Sanremo, Polizia di Stato. Kapitalverbrechen. Das Büro ist aus Platzmangel von der Kaserne ausgelagert worden. Unter der Obhut von Vize-Dirigente und Vize-Staatsanwalt Dottore Bevilacqua. Kurz PM Bevilacqua. Pubblico Ministero.«

Gallo sah, wie die junge Frau ihre Lippen schürzte. Bedauern? Neugierde? Ablehnung? Galt die Skepsis ihm oder Bevilacqua?

»Nein, nein«, beeilte sich die junge Kollegin zu sagen, »ich meine, ich hätte nie gedacht, dass ein so berühmter ...«, sie stammelte und strich sich wieder über ihr tadellos sitzendes Haar.

Gallo winkte ab, lächelte sie an und nickte ihr versöhnlich zu. Sie entspannte sich augenblicklich.

All diese Reaktionen auf seinen Namen waren ihm vertraut. Die Galimberti della Casa waren eine uralte Adelslinie mit teils düsterer Vergangenheit. Als nach 1946 die Monarchie in Italien endgültig abgeschafft worden war und die junge Republik sich an die Aufarbeitung seiner kolonialen Vergangenheit machte, wurden die Galimberti della Casa dem sogenannten schwarzen Adel zugerechnet. Ominöse Bischöfe, geheime Verträge mit

dem Vatikan und den Savoyern, Ansprüche der italienischen Krone an den Kolonien in Istrien und Libyen und vieles andere mehr in den Irrungen und Wirrungen der vergangenen Jahrhunderte beim Schachern mit Pfründen zog sich wie ein roter Faden durch die Familiengeschichte der Galimberti della Casa. Und vieles davon waren goldene Fäden. Tomas Gallo hatte das beträchtliche Erbe, das ihm in den Schoß gefallen war, nie angetreten und hatte auch nicht vor, es jemals anzutreten. Der Vermögensfonds, den ein Anwalt seiner Mutter eingerichtet hatte, war bisher unberührt. Nur den Parker-Stift seiner Mutter, ein robustes, stumpfnasiges Fischerboot, ein ligurisches Gozzo, und den rostanfälligen Alfa Romeo aus den späten 60er Jahren, der unten im absoluten Halteverbot vor der Questura stand, hatte er angenommen. Ansonsten lebte er lieber von seinem Staatsgehalt als Polizist.

Und selbst das riskierte er, wie im Fall der zwei korrupten politischen Spitzenbeamten in Rom, die er entlarvt hatte. Wochenlang waren sein Gesicht und sein Name in den Schlagzeilen gewesen und somit zum Synonym eines Justiz-Skandals geworden. Es war nur eines von vielen Glutnestern, das eilig von der örtlichen und nationalen Politikerkaste ausgetreten wurde. Statt einer Belobigung oder gar Beförderung war Gallo unmissverständlich empfohlen worden, aus Rom zu verschwinden und sich einen Posten in der Provinz auszusuchen. Seine Wahl hatte er ohne jede Überlegung getroffen: die Riviera di Ponente. Den äußersten westlichen Teil Liguriens, an der Grenze zu Frankreich, den er aus seiner Kindheit kannte, weil seine Mutter den ganzen Sommer lang im mondänen Sanremo Hof hielt und er, abgeschoben, sein Bett im Schlafsaal des Internats während der Sommerferien drei Monate lang mit einem Zimmer in der Pension Scogliera in Riva Ligure tauschen musste. Dort, in der Scogliera, hatte er mit 13 seinen ersten Kuss bekommen, und mit zwölf sein erstes heimliches Bier getrunken. Und hier lebten seine einzigen beiden Freunde, die er aus diesen Tagen hatte.

Hierhin wollte er zurück. Dem einzigen Ort, mit dem er etwas Ähnliches wie Glück, Abenteuer und Geborgenheit verband, nachdem sein Name in Rom und Mailand wie eine heiße Kartoffel gehandelt wurde.

Er straffte seine breiten Schultern, langte nach dem Papier auf dem Tresen und zog den Kugelschreiber der Marke Parker hervor, der in der Knopfleiste seines dunkelgrauen Polo-hemdes festgehakt war.

Commissario Gallo erfüllte den bürokratischen Akt, wie es Vorschrift war. Er tat das mit seiner Schreibhand, der linken. Er bändigte seine mittellangen, gewellten Haare, indem er seine Sonnenbrille auf den Kopf schob. Dann zog er die Dienstpistole aus dem an seiner rechten Hüfte verkehrt herum angebrachten Holster, in dem der Knauf der Waffe nach vorne zeigte, damit er sie mit seiner linken Hand ziehen konnte und sie sofort richtig herum in der Hand lag. Er übertrug die Seriennummer der Beretta 92, seine Personalnummer des Ministeriums, unterschrieb das Blatt unten rechts und schob es der Inspektorin hin.

Eine Minute später trat er in das gleißende Sonnenlicht auf dem Vorplatz der Questura, dem Amtssitz des Dirigente Superiore, schob seine Sonnenbrille vor die Augen, und sein Blick verlor sich auf dem tiefblauen Meer, das sich hinter den Brandungsmauern des riesigen Hafens von Porto Maurizio kristallklar bis zum Horizont erstreckte. Sein nachtblauer Alfa Junior 1300 sprang mit einem Röcheln an und er fuhr gemächlich und mit offenen Fenstern auf der Via Aurelia, einer der schönsten Küstenstraßen Europas, die für die Ligurer einfach Aurelia heißt, von Imperia über San Lorenzo und Santo Stefano nach Riva Ligure, einem alten, noch intakten Fischerdorf mit bunten Fassaden, vielen kleinen Geschäften und einem kleinen Hafen, wo er seinen sieben Meter langen Gozzo mit seinem tuckernenden Fiat-Motor vertäuen würde. Wenn es endlich von der Werft repariert und wieder wasserdicht gemacht worden war.

2. KAPITEL

Menton, 8. Juni

Die Restaurants direkt an der Uferpromenade in der französischen Grenzstadt sahen alle gleich aus. Und überall gab es das Gleiche zu essen: Auf den brusthohen Aufstellern, um die Touristen auf dem Trottoir Slalom laufen mussten, sah man überall ähnliche Fotos ähnlicher Gerichte. Austern und Krustentiere. Und Salat. Chef-Salat. Sogar die Preise unterschieden sich nur wenig von Lokal zu Lokal. Eine Ansammlung von Touristenfallen. Dabei hatte das alte Menton weiter oben eine wunderschöne Altstadt, nur hier unten, an der kilometerlangen, brutal zubetonierten Uferpromenade, fehlte jegliches Flair.

Einzig die bunten Schilder, auf denen prahlerisch die Namen der Restaurants prangten, waren unterschiedlich. Und die Bestuhlung der Terrassen: Holz, Korbgeflecht oder hässliche Plastikstühle reihten sich, so weit das Auge reichte, auf der schnurgeraden Uferpromenade aneinander. Darüber flatterten ausladende Markisen in allen möglichen Mustern und Farben.

Es war kurz nach 12 Uhr, als ein Mann Ende 40 in dunklem Geschäftsanzug sich im Schatten auf der Terrasse des Restaurants mit dem geistreichen Namen Lido an einem kleinen Tisch niederließ. Es herrschte schon reger Betrieb: Touristen auf der Durchreise, Geschäftsleute aus Menton und lässig, aber teuer gekleidete Pärchen in kleinen Gruppen aus dem nahen Jachthafen. Die überwiegend jungen Kellner wuselten emsig hin und her. Bestellungen wurden in knappem Stakkato wiederholt, dann schossen sie wieder davon. Sie hatten wohl die Order, den Ser-

vice zu beschleunigen, damit die Tische ein zweites Mal besetzt werden konnten, bevor die Mittagszeit vorüber war. Sie hatten keine Zeit für einen Plausch. Sie wollten, dass die Gäste so schnell wie möglich wieder gingen.

Man interessierte sich in dieser Art Lokal nicht besonders für die Gäste. Deshalb war der Mann hierhergekommen.

Es war heiß. Er zog seine Jacke aus und hängte sie über seine Stuhllehne. Er krempelte die Ärmel seines blütenweißen Hemdes hoch, stützte einen Ellenbogen auf den Tisch und legte sein Kinn auf die Handfläche. Er blickte über die Straße hinüber zum Wasser. Sogar das Meer schien in der Mittagshitze Anfang Juni lustlos geworden zu sein: Die Wellen kamen und gingen in tragem Rhythmus und verloren sich in einem verwaschenen blassen Blau, das bis zum Horizont reichte, wo die Grenze zwischen Himmel und Meer im diffusen Dunst kaum noch auszumachen war.

Genauso eintönig wie die Restaurants war auch die Architektur der mehrstöckigen Betonkästen darüber, die ihre Balkone dem Meer entgegenstreckten. Dahinter erhoben sich Hügel, die kargen, aber gepflegten Bewuchs trugen – böse Zungen sagten: aseptische, fast keimfreie Vegetation, die nur da wachsen durfte, wo sie nicht im Weg stand. Ganz anders als die zerklüfteten, wuchernd bewachsenen Plateaus der prallen italienischen Seite der Riviera, die nur wenige 100 Meter von hier nach der Grenze zwischen Frankreich und Italien begann. Hier in Menton war nichts organisch gewachsen wie drüben in Italien, sondern aus dem Boden gestampft und in Beton gegossen. Fassaden ohne Fantasie und Substanz. Die Verheißungen der Côte d'Azur in einem Skelett aus Zement.

Beliebig, anonym. Genau richtig für ihn.

Der Mann öffnete seinen Diplomatenkoffer und nahm eine Zeitung heraus. Er faltete sie auf und überflog einen Kommentar zur französischen Kommunalwahl vom letzten Wochenende. Dann las er die Kolumne eines politischen Analytisten – und schüt-

telte dabei fast unmerklich den Kopf. Eine Strähne seines noch dichten, fast schwarzen Haares löste sich dabei und fiel ihm in die Stirn. Dann fiel sein Auge auf ein Bild, das mitten auf der nächsten Seite zu sehen war und das als Aufmacher zu einer ganzseitigen Reportage über die jüngsten europäischen Protestmärsche fungierte, die gestern das öffentliche Leben in ganz Paris und gleichzeitig in mehreren Hauptstädten Europas zum Erliegen gebracht hatten. Es war die Rede von militanten Auseinandersetzungen mit Hundertschaften der Polizei: Wasserwerfer, Pfefferspray und Knüppel. Brennende Barrikaden. Hunderte waren verhaftet worden, die Schäden gingen in die zig Millionen. Fridays for Future, No Global, Last Generation, Money for Peace – die Forderungen der Protestbewegungen überlagerten sich zunehmend und wurden radikaler. Dazwischen tauchten immer mehr militante schwarze und rote Blöcke auf: Links- und rechtsextreme Gruppen sprangen auf die Protestbewegung auf und heizten die Stimmung kräftig an: Angstpsychosen und Massenhysterie waren ein gefundenes Fressen für politische Extremisten. Mittlerweile reichte das Spektrum sogar von Gewerkschaften bis zu randalierenden Hooligans. Hauptsache Randal. Der Gegner: der Staat.

Er las in einem separat umrandeten Kasten, der in den Artikel eingefügt worden war, einen kurzen Bericht über eine neuerliche Aktion von militanten Klimaaktivisten in Berlin, die wieder einmal den Berufsverkehr lahmgelegt hatten, indem sie sich früh morgens auf neuralgischen Kreuzungen mit Sekundenkleber auf dem Asphalt festgeklebt hatten. Er sah das Foto eines blutjungen Mannes mit einem Fusselbart in seinem stoischen Gesicht, der gerade von zwei Polizisten weggezerrt wurde.

Der Mann an dem Tisch im Lido lächelte. Es war ein manisches und wildes – ein überheiztes – Grinsen, das kurz über sein Gesicht zuckte: »So werdet ihr die Welt nicht ändern!«, murmelte er heiser vor sich hin, kurz bevor eine Kellnerin sich geschäftig neben ihm aufbaute, ihn kaum ansah und stattdessen fahrig auf ihrem Tablet herumwischte, um seine Bestellung aufzunehmen.

Der Mann räusperte sich, faltete seine Zeitung zusammen und sagte der Kellnerin, dass er noch einen Gast erwarte.

»Wissen Sie, wann diese Person denn kommt?«, fragte sie eilig.

»Nein. Aber ich kann ja schon mal etwas bestellen«, sagte er, um eine unnötige Diskussion zu vermeiden.

Er drehte seinen Kopf so, dass er einen Blick auf die Menütafel werfen konnte. Er bestellte einen Teller gebratenen Tintenfisch mit Kartoffeln und ein Glas Weißwein dazu. Er ignorierte die kleinen Sternchen, die darauf hinwiesen, dass es sich um Tiefkühlware handelte. Wahrscheinlich in Mosambik gefangen. Mit Knoblauch aus China gewürzt und mit Kartoffeln aus Ägypten als Beilage. Irrsinnige Auswüchse der Globalisierung!

Die Kellnerin tippte auf ihrem Tablet herum und wandte sich grußlos ab, um ins Innere des Restaurants zu eilen.

»Moment noch«, hielt der Mann sie auf und fixierte eine Gestalt in der Ferne. Die Kellnerin folgte seinem Blick und fragte hoffnungsfroh: »Kommt Ihre Begleitung denn schon jetzt?«

Der Mann nickte. »Bringen Sie auch einen Pastis als Aperitif, bitte. Wir bestellen dann das Essen für meine Begleitung, wenn Sie wiederkommen.«

Er öffnete wieder seine Zeitung und überflog die Berichterstattung über die wütenden Berliner Autofahrer, die stundenlang im Stau stehen mussten.

Indem man sich mit Sekundenkleber auf der Straße sitzend festpappt, Privatflugzeuge mit Farbe besprüht oder in Museen mit Kartoffelbrei Gemälde mit Millionenwert beschmiert, ändert man gar nichts am Lauf der Dinge. Wenn man das System schon von außen angreift, dachte er, dann müssen schon andere Sachen passieren, ganz, ganz andere Sachen. Sachen, die ein so starkes Signal in die Welt senden, dass man es nicht am nächsten Tag wieder vergessen hat. Große Sachen, gewaltige Aktionen. So ändert man was und stoppt den Wahnsinn in dieser Welt, bis alle es kapieren, dass man Profit, Fortschritt und die eigene Faulheit nicht mehr über den Zustand der Ökosysteme stellen kann.

Und mit gewaltigen Aktionen kannte er sich bestens aus. Diese mussten die Verursacher im Herz treffen.

Er faltete seine Zeitung zusammen und verstaute sie in seinem Diplomatenkoffer. Im gleichen Augenblick fiel ein Schatten auf ihn, weil jemand neben seinem Tisch angehalten hatte, der die Hand zum Gruß hob, den zweiten Stuhl ihm gegenüber zurückzog, Platz nahm und die Menütafel überflog.

Er erwiderte den stummen Gruß mit einem Kopfnicken und grinste. In seinen dunklen Augen erschien ein Funkeln, in dem sich mehr als nur ein Wiedererkennen verbarg.

»Ich habe schon was zum Essen für mich bestellt. Du kannst dir was aussuchen, wenn ich meinen Tintenfisch bekomme. Ich hab dir schon mal einen Pastis als Aperitif bestellt, in Ordnung?«, fragte er in fast akzentfreiem Deutsch.

»Ja, danke. Einen Pastis – den kann ich jetzt gut gebrauchen.«

Dann erschien es wieder auf seinem Gesicht, sein Hochspannungsgrinsen.

3. KAPITEL

Riva Ligure, 20. Juni

Am Morgen des 20. Juni erwachte Kommissar Tomas Gallo mit einem leichten, wohligen Kater in seinem Bett. Mühsam koppelten sich seine Synapsen mit einem elektrochemischen Ächzen aneinander und bildeten die ersten schlüssigen Gedankenflüsse.

Etwas hatte seinen tiefen Schlaf gestört: ein lautes Rufen. Die Stimme kam und ging. Die Worte waren nicht zu verstehen, aber der Typ, der da auf der Straße herumbrüllte, war eine verdammte Nervensäge: So schreit man nicht, besonders nicht frühmorgens, unter den Fenstern von jemandem, der noch schlafen will.

Tomas' erster Gedanke war, dass es wieder die Schulkinder waren, die sich vor Unterrichtsbeginn gerne und lautstark auf der Promenade jagten, aber dann – einige Neuronensprünge weiter – fiel ihm ein, dass die Schulen schon seit einer guten Woche geschlossen und alle Schüler in den großen Sommerferien waren. Er kniff die Augen zusammen und starrte auf den Radiowecker.

Die Zahlen, die ihm auf dem Display höhnisch entgegenblinkten, führten das Ächzen in seinem Hirn schlagartig in einen turbogetriebenen Adrenalin-Schock. »Porca vacca!«, fluchte er unterdrückt und setzte sich auf.

Es war 9.10 Uhr: Er hätte schon längst auf der Polizeiwache sein sollen, nicht in Boxershorts und T-Shirt ausgestreckt zwischen den Laken.

Als er aus dem Bett schnellte – so rasch es seine noch teigige Koordinationsfähigkeit zuließ – und begann, seine Kleidung auf dem Boden zusammenzusammeln, stellte ein von seinem Handeln losgelöster Teil seiner Gehirnwindungen sich unweigerlich vor, was gerade im zweiten Stock des Polizeigebäudes an der Piazza Colombo in Sanremo vor sich ging. Der erste Gedanke galt seinem Sub-Kommissar Antonio Rubbano, der jeden Morgen kurz nach 9 Uhr an seine Bürotür klopfte, um ihm zu berichten, was in der Nacht alles passiert war.

Rubbano.

Als Gallo die Leitung des Kommissariats übernommen hatte – vor etwa sechs Monaten – hatte er seinen vorhandenen Stab, sein Personalinventar, auf Herz und Nieren geprüft. Das hieß nicht viel mehr, als dass er sich mit jedem von ihnen hinsetzte, plauderte und sie dabei intensiv aus seinen graublauen Augen musterte. Bei Rubbano war sein Urteil schnell gefällt: Er konnte hinter der stocksteifen Fassade, die weder durch Humor noch durch bohrenden Blick zu bröckeln schien, keine Spur von Bosheit, Ablehnung, mangelndem Ernst, Unaufrichtigkeit, Manipulation, Selbstmitleid oder falscher Noblesse entdecken. Das waren genau die Qualitäten, auf die der neue Commissario Gallo bei seinen Mitarbeitern größten Wert legte.

Rubbano war wie ein offenes Buch – immer. Maskenhaft und seltsam, aber immer verlässlich. Höchste Punktzahl in Tomas' Wertesystem: unbedingt loyal. Punkt.

Jetzt, als Tomas Gallo ein T-Shirt aus dem Knäuel Wäsche auf dem Stuhl hervorzerzte, kurz daran roch und ins Bad eilte, sah er Rubbano in aller Deutlichkeit vor sich, wie er wie jeden Morgen – Punkt 9 Uhr – einen Schritt vor seinem Schreibtisch Halt annahm und strammstand, während er die von den Patrouillen durchgeführten Kontrollen der vergangenen Nacht auswendig herunterrattete und für jeden Einsatzwagen die genaue Zeit angab, zu der er jeweils die Polizeistation verlassen hatte und wann die Besatzung wieder zurückgekehrt war,

wer darin saß und wie viele Kilometer sie gefahren waren. Es war ein freiwilliges – meist unnötiges – Protokoll, das ihm wohl sehr am Herzen lag.

Rubbano stand jetzt bestimmt seit mindestens zehn Minuten verloren vor seiner Bürotür.

Inselbegabte – sogenannte Savants – brauchen solche Rituale, sonst verlieren sie im Alltag jeden Halt. Dem trug Gallo gerne Rechnung. Er hatte sich an den morgendlichen Appell vor seinem Schreibtisch gewöhnt. Er war auch für ihn zu einer kleinen Zeremonie geworden, ein ritueller Tagesbeginn, den er mal mit mehr, öfter aber mit weniger Geduld über sich ergehen ließ. Je nach Tageslaune.

Die Geduld zahlte sich aus. Denn Gallo hatte schnell herausgefunden, dass Rubbano eine ganz besondere Gabe hatte, die im Polizeidienst von Sanremo ihresgleichen suchte: Namen, Daten, Adressen, Zahlen im Allgemeinen, sekundengenaue Uhrzeiten, aber auch kausale Zusammenhänge und Logikketten spulte Rubbano mit seinem phänomenalen Gedächtnis auswendig herunter und stellte seine Fähigkeit ohne jede Spur von Eitelkeit oder Herablassung jedem Mitglied des Teams zur Verfügung. Dafür durfte er ruhig etwas anderes sein als ein cooler Polizist.

Man musste nur aufpassen, dass Rubbano von den normalen Aufgaben im Polizeidienst weitgehend ferngehalten wurde: Einem Verdächtigen seine Rechte vorzutragen, dauerte unendlich lange, da Rubbano glaubte, jede, wirklich jede juristische Eventualität herunterspulen zu müssen, bis er alle um sich herum komplett verwirrt hatte – einschließlich des Verdächtigen selbst. Er verlor sich einfach in den Paragraphen, weil er viel zu viele davon auswendig im Kopf hatte. Dabei hörte er sich beim Reden nicht wie ein Mensch an, sondern eher wie ein Automat. Was seine Gesprächspartner zusätzlich beunruhigte.

Armer Rubbano.

Von unschätzbarem Wert für Gallo war außerdem Rubbanos fast fotografisches Gedächtnis, gepaart mit der wirklich seltenen

Fähigkeit, die wöchentlich ins Kommissariat hereinflatternden Dienstanweisungen nicht nur lesen, sondern auch verstehen zu können. Niemand wusste mehr über die Bürokratiekrake der italienischen Justizbehörden als Rubbano. Niemand *verstand* sie – außer Vize-Commissario Antonio Rubbano.

Das Archiv der übergeordneten Polizeibehörde der Provinz Imperia, zu der Sanremo verwaltungstechnisch gehörte, wurde zu allem Überfluss auch noch seit Jahren mit aufwendigem Budget digitalisiert, aber die vielköpfige »Taskforce« – von Krankheits- und Urlaubsausfällen sowie von ständigen eigenen Fortbildungsmaßnahmen geplagt und geschwächt – hatte erst ungefähr ein Drittel geschafft. Ein prächtiger Verwaltungs-Rohrkrepierer. Auch hier war Rubbano derjenige, auf den sich das gesamte Kommissariat immer verlassen konnte, wenn jemand für seine Ermittlungen Daten und Namen brauchte, von denen niemand wusste, ob diese sich noch zwischen Bergen von verstaubten Akten auf irgendwelchen Fluren versteckten oder schon dem digitalen Nirwana angehörten, wo sie fast noch schwieriger zu finden waren.

Er fand alles. Immer.

9.15 Uhr. Sicherlich, dachte Gallo mit Bedauern, hatte die Abwesenheit seines Vorgesetzten an diesem Tag Rubbano fassungslos gemacht: So ordentlich und akribisch, wie er war, konnte er Ereignisse, die seine Gewohnheiten durcheinanderbrachten, nicht gut ertragen. Wahrscheinlich schlich er gerade kreidebleich und verstört vor seinem Büro auf und ab. Was ihm leidtat.

Commissario Tomas Gallo stand bereits unter der Dusche. Er seifte sich schnell ein und dachte an eine weitere Leidtragende seines morgendlichen Verschlafens: Laura Zendroni.

Er sah sie am Schreibtisch sitzen, in Uniform, in der sie wie geschrumpft schien, weil diese ihr immer etwas zu locker saß. Gallo überlegte, dass wenn Antonio Rubbano wegen seiner frühmorgendlichen Abwesenheit der am meisten *verstörte*

Kollege war, Laura Zendroni sicherlich die am meisten *besorgte* war; sicherlich fragte sie sich in diesem Moment, wo er abgeblieben war. Weit jenseits der 50, ledig, nicht mehr lange bis zur Rente. Eine Frau mit starkem Charakter, zupackend, die auf ihn achtgab und ihm darüber hinaus die Aufmerksamkeit und Toleranz schenken konnte, die wohl jede gute Mutter für einen ungezogenen und rücksichtslosen Sohn aufbrachte. Oft behandelte sie ihn grob und manchmal – obwohl er der Kommissar und sie eine einfache Inspektorin war – ersparte sie ihm nicht eine ordentliche Kopfwäsche, aber es war offensichtlich, dass sie ihn sehr gerne hatte. Und dass sie das Kommissariat mit allem, was dazugehörte, jederzeit wie eine Löwin verteidigen würde. Es gab Tage, an denen Tomas ihre mütterliche Aura kaum ertragen konnte, aber dann, nachdem sein anfänglicher Ärger sich verzogen hatte, mutmaßte er überrascht, dass Laura Zendroni vielleicht über genau die selbstverständliche Mutterseele verfügte, die ihm bei seiner eigenen Mutter immer schmerzlich gefehlt hatte.

Er zog sich an, fuhr sich durch das noch nasse, dunkle und halblange Haar, strich sich über den schon früh angegrauten Stoppelbart und nahm seine Dienstmarke und Pistole aus dem kleinen Safe unter der Spüle in der Küche. Dann musterte er seine Erscheinung im Spiegel. Er war Ende 30, hatte ein markantes, scharf geschnittenes Gesicht und auffällig graublaue Augen, die, wenn er wütend war, schwarz funkeln konnten. Ein Erbe seines Vaters, an den er keinerlei Erinnerung hatte. Wohl ein russischer Komponist, den seine Mutter, die Gräfin, vom Hof gejagt hatte, kurz nach seiner Geburt. Die einzige Erinnerung an ihn war ein ungelinktes Foto, auf dem er Tomas als Säugling in seinem Arm hielt. Eines jener Fotos, auf denen alle Beteiligten eine mehr als unglückliche Figur machten. Aber das hatte er Gott sei Dank alles hinter sich gelassen. Er war aus dem allem ausgebrochen und Polizist geworden. Mit Leib und Seele. Hätte er sein Leben den Regeln und Gepflogenheiten seiner Mut-

ter – und irgendwelcher vertrottelter Adeliger im Umfeld seiner Familie – untergeordnet, hätte seiner Seele das Schicksal einer Topfpflanze in einem Geisterhaus gedroht.

Er wäre schlicht vertrocknet.

Sorglos reich, aber vertrocknet.

Gallo sah auf die Uhr, leerte ein Glas Wasser mit einem Schluck und nahm die steile Treppe seines gemieteten Hauses ins Visier. Er stieg die fast wie eine Leiter hinabstürzenden Stufen aus glänzendem Schieferstein hinab. Es war ein typisches ligurisches, sehr schmales und verschachteltes Haus. Das Haus quetschte sich leicht zurückgesetzt Wand an Wand in die erste Reihe ähnlicher bunt gestrichener Häuser am Lungomare von Riva Ligure, einem kleinen, vollständig intakten Fischerdorf vor den Toren von Sanremo, an dem – Gott sei Dank – aus Platzmangel alle Auswüchse des Massentourismus Jahrzehnte lang vorübergegangen waren.

Das Haus war eng, steil und ein Zimmer türmte sich über das andere – deshalb nannte man es eine »Casa Torre«, ein Turm-Haus, – verbunden durch Stiegen mit unmöglichen ligurischen Treppenmassen, die jeder europäischen Baunorm von Stufentiefe oder –breite spotteten. Das Haus hatte bis in die 40er-Jahre des letzten Jahrhunderts direkt am Wasser gelegen, sodass die Fischer, die hier gewohnt hatten, ihr Gozzo – ihren Fischerkahn – aus dem Meer über den Strand und von dort direkt ins Erdgeschoss ihres Hauses ziehen konnten.

Jetzt gab es vor den Häusern eine Straße mit Eisdielen und Cafébars, einen breiten, von mächtigen Washington-Palmen gesäumten Fußweg zum Flanieren und einen kleinen Hafen mit einer Fülle von fünf bis sechs Meter langen Booten, die durch einen Steinwall weiter draußen vor den Wellen geschützt wurden. Es war sein neues Zuhause. Er fühlte sich sehr wohl hier. Und er liebte das einfache, unkomplizierte Leben, wie es an Orten wie diesen möglich war. Ein Ort, an dem sich alles nach menschlichen Dimensionen ausrichtete.

Statt für ein Boot nutzte Gallo, der eine Schwäche für alte Autos und Mopeds hatte, das Erdgeschoss als Garage. Eine monströse Moto Guzzi »Le Mans«, ein ehemaliges Polizeimotorrad aus Arizona, eine moderne Vespa und der geerbte 40 Jahre alte Alfa Romeo teilten sich den engen Platz. Wenn es mal vorkam, dass er den Dienstwagen, einen koreanischen Hybrid-SUV, nach Hause mitnahm, dann musste dieser verschämt irgendwo unter einer Laterne übernachten.

Im ersten Stock gab es eine Küche mit einer alten Feuerstelle, darüber lag ein Wohnzimmer, das von unten beheizt wurde, ganz oben das Schlafzimmer und obendrauf die mit einer umlaufenden Brüstung versehene Terrasse, von der er einen fast 360 Grad umfassenden Blick auf das Meer, die Hügelketten im Hinterland und die engen Gassen der Altstadt – den »Budello« – hatte.

»Da terra a cielo« eben. Von der Erde bis zum Himmel, so bezeichnete man das hier. Was brauchte man mehr?

Seit Jahrhunderten wurde hier genau nach dem gleichen Muster gebaut, eng aneinandergedrängt, nur dass im Erdgeschoss statt Fischerbooten der Esel oder das Maultier wohnte. Und Hühner. Oder Ziegen. Was wie die Bühne für eine rückständige, irrationale, von Aberglauben und Ritualen geprägte Gesellschaft schien, war in Wahrheit ein sich bis heute erhaltender Pragmatismus, der einem unbändigen Überlebenswillen der ligurischen Bevölkerung entsprang.

Er spütete sich. Es war schon kurz nach 9.30 Uhr. Sein knapp bemessenes Gehalt als Staatsdiener reichte gerade so für die Miete, seine täglichen Bedürfnisse und seine Leidenschaft für alte Fahrzeuge. Auch wenn ihm mütterlicherseits Treuhandkonten und Immobilien zur Verfügung standen, deren Existenz er bisher hartnäckig ignoriert hatte.

Nachdem er die steilen Treppen, die die übereinander liegenden Zimmer des typischen, in bunten Farben bemalten Turm-Häuschens verbanden, eilig hinabgestiegen war und in die gleißende Morgensonne trat, sah er den Handwerker, der

genau unter seinem Fenster kopfüber in einem Schacht hing. Er trug die blaue Uniform des lokalen Gasversorgers. Er sprach lautstark mit einem Kollegen, der sich ein paar Meter weiter die Uferstraße hinab über einen weiteren geöffneten Schacht gebeugt hatte. Sie brüllten sich die Kommandos zu. Das hatte ihn geweckt. Es war offensichtlich, dass sie ein Leck am Gasanschluss der Straße beheben wollten. Sein Ärger über den Lärm, den die beiden verursachten, war verflogen. Im Gegenteil: Er sah sie beide nicht ohne Dankbarkeit im Blick an, denn ohne sie hätte er sicher bis mittags weitergeschnarcht.

Sein Kopf fühlte sich noch etwas schwer an, während er auf seine Vespa zuschritt. Am Abend zuvor war er mit Freunden in der *Scogliera-Bar* hier im Ort gewesen. Sie hatten sich einen Tisch ein paar Meter vom Strand entfernt ausgesucht. Es war schön, mit Freunden dort herumzuflachsen und dabei auf die Lichter der Uferpromenade zu blicken, die sich im Wasser spiegelten; Dieser Ort vermittelte ihm ein Gefühl von tiefem Frieden, es schien, als würde die Zeit leichter dahingleiten als anderswo, wie die sanften Wellen, die sich eine nach der anderen am Ufer verloren.

Sie waren immer noch »Ragazzi«, und hatten über die Dinge gesprochen, über die Jungs, die die Schwelle von 30 Jahren überschritten hatten, zu sprechen gewohnt waren: ein Abendessen mit Freunden, ein Fußballspiel, ein Freund, den man schon lange nicht mehr gesehen hatte, die Fußballnationalmannschaft, die gerade wieder dem ganzen Land große Schmerzen bereitete, und sie wären sicherlich nach der x-ten Runde Bier gegangen, wenn nicht dieses seltsame Mädchen kurz vor Mitternacht aufgetaucht wäre. Sie war von der Promenade heruntergekommen, trug ihre Sandaletten in einer Hand und schlenderte verträumt im Zickzack zwischen den Strandliegen, die in ordentlichen Reihen neben den eingeklappten Sonnenschirmen Spalier standen, über den Sand. Gallo und die Jungs hatten sie längst im Blick. Sie setzte sich ein paar Schritte vom Ufer entfernt auf

eine Mauer und starrte bewegungslos auf die leise heranrollenden Wellen und vergrub dabei ihre Füße im Sand, so als wolle sie sich nie mehr von diesem Strand wegbewegen.

Nach ein paar Minuten hatten sie sie an ihren Tisch eingeladen. Ihr Name war Sonja. Ihr Name und ihr Akzent ließen keinen Zweifel: Sie war Deutsche. Sie sprach fließend Italienisch, aber die leicht verdrehte Grammatik gab ihren Äußerungen einen sympathischen, amüsanten Twist. Sie blieben sitzen und redeten, bis die Kellnerin anfang, die Jalousien herunterzulassen, die die Terrasse umschlossen – eine höfliche Art, sie wissen zu lassen, dass es Zeit war zu gehen.

Tomas hatte seine Freunde zum Parkplatz begleitet, verabschiedete sich und als er zurückging, bemerkte er, dass Sonja noch da war. Sie wartete auf ihn und saß ein paar Meter von der Bar entfernt auf der niedrigen Brandungsmauer. Sie hatte ihre Sandalen wieder angezogen.

Es dauerte nicht lange, bis ihm klar war, was sie wollte. Und er fühlte sich zu ihr hingezogen. Für einen Moment zögerte er, erstaunt darüber, einen Augenblick zu glauben, dass er nicht den Mut haben würde. Dabei hatte er schon länger ein für alle Mal verinnerlicht, dass Sex ohne Liebe durchaus spannend und befriedigend sein konnte, Sex ohne Seele aber wie ein Salat ohne Dressing schmeckte. Eine Schüssel Viehfutter, geeignet für Rinder und Ziegen.

Dann nahm er ihre Hand und ein paar Minuten später hallten ihre Schritte durch die zentrale Gasse der Altstadt, die durch Riva Ligure hindurchführte. Sie passierten den Platz vor der Kirche, bogen in eine weitere enge Gasse ab und stiegen eine steile Schiefertreppe hinauf, die von außen an einer Hauswand angebracht war. Nach ungefähr zehn Metern Kletterei hielten sie – etwas außer Atem – auf dem Treppenabsatz inne und blickten hinab. Von hier aus wirkte die Gasse unter ihnen wie eine Schlucht, die auf beiden Seiten von leicht versetzt aneinander gebauten Häusern umschlossen wurde.

Sonja hatte das Schloss geöffnet und sie befanden sich in einem winzigen Raum, in dem man sich kaum bewegen konnte. Die Küchenzeile befand sich in einer Ecke in einer Nische in der Wand, und das offene Schlafsofa nahm den größten Teil des Zimmers ein. Es war auf einen Blick klar, dass es sich um eine gemietete Unterkunft handelte, genauso wie es klar war, dass sie nicht lange in dieser Wohnung bleiben würde. Außer ein paar Kleidungsstücken, die über den einzigen Stuhl geworfen waren, sah Gallo keine persönlichen Gegenstände. Sonja hatte eine große Kerze angezündet, sich dann ausgezogen. Bevor er sie küssen konnte, ließ sie ihr Haar, das sie zuvor mit einer schönen Haarnadel mit verziertem Griff im Nacken zusammengehalten hatte, über die Schultern fallen. Gallos einzige Erinnerung seither war der Geruch ihres Haars und ihrer Haut gewesen, die ihm glatt, wie das Meer an ruhigen Tagen vorkam. Sie hatten sich sofort geliebt, ohne einen Tropfen Wein vorher, ohne ein Lied, ohne ein Wort, ohne irgendetwas. Als sie sich verabschiedeten, war es fast 5 Uhr: Kein Wunder, dass Kommissar Gallo den Wecker zwei Stunden später nicht gehört hatte.

Aber Sonja spukte noch immer in seinem Kopf herum, während er den Helm aus dem Fach unter dem Sitz seiner Vespa hervorholte. Er wusste praktisch nichts über sie. Sie hatten kaum miteinander gesprochen. Aber er spürte, dass da etwas war, was sie ihm nicht offenbaren wollte. Gallo lebte zwar nach dem Motto, dass jeder Mensch ein Recht auf Geheimnisse hatte – genauso wie jeder Mensch ein Recht auf die Wahrheit hatte. Aber bei ihr hatte er gespürt, dass etwas Relevantes, Wichtiges unter der Oberfläche schlummerte, eine Kraft, die sie trieb und die sie vor ihm verborgen hielt. Was er nicht gespürt hatte, war, dass dieses Etwas möglicherweise ihn betraf.

Plötzlich hörte er, wie jemand seinen Namen rief. »Tomas!« Paolina war ein paar Schritte hinter ihm, mit einem Lappen in der Hand und dem Tablett unter dem Arm. Sie hatte gerade